

Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 22 (1928)
Heft: 19

Artikel: Um ein altes Erbe
Autor: Schrill, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-926182>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zur Belehrung

Wer ist das „höchste“ Tier?

Von R. Würstlin.

Die höchsten Höhen konnte bisher der Kondor erreichen.

Der Kondor gehört der Vogelfamilie der Adler an. Stolz wie ein Adler durchfliegt der Kondor das Reich der Lüfte. Man beobachtet ihn noch in der Höhe von 5200 Meter.

Mit dieser Tatsache begnügte sich bisher die Menschheit. Man war zufrieden, daß gerade ein so prächtiger und mächtiger Vogel den Abschluß des Luftmeeres bildete.

Interessant, aber doch verblüffend ist daher die neueste Nachricht.

Durch das Fernrohr hat man neuerdings festgestellt: Nicht der Kondor, sondern die Spinne — ausgerechnet die Spinne ist das „höchste“ Tier.

Die Spinne lebt auch auf Gervollinseln, umgeben von Eis und Schnee. In der Höhe von 7000 Meter fühlt sie sich noch ganz wohl. Allerdings finden wir dort oben keine anderen Tierarten mehr vor. Um sich ernähren zu können, bleibt den Spinnen nichts anderes übrig, als sich gegenseitig aufzufressen.

So interessant, so betrübend ist auch die neueste Tatsache.

Denn es steht fest:

1. Ein kriechendes Ungeziefer wie die Spinne erreicht die „höchsten“ Höhen dieser Erde.
2. Die Erde wird im allgemeinen immer ein Jammer-„Tal“ bleiben. Wie wir an dem gegenseitigen Auffressen der Spinnen gesehen haben, soll den Lebewesen selbst in 7000 Meter Höhe auch kein besseres Los beschieden sein.

Zur Unterhaltung

Um ein altes Erbe.

Erzählung von Ernst Schriil.

I.

In der niedrigen Gaststube des „Goldenen Löwen“ zu S. ging's heute Abend lebhafter zu als sonst. An andern Abenden saßen die paar Gäste der kleinen Stadt stumm hinter ihrer Zeitung oder es plauderte höchstens einer

halbblaut mit dem andern, während der alte Gastwirt Miebig mit saurer Miene und halbgeschlossenen Lidern hinter dem Schenktisch lehnte. Heute schien alles wie umgewandelt zu sein. Miebig saß selbst bei seinen Gästen am langen Tisch und sprach lebhaft mit und die Unterhaltung schien die stillen Kleinstädter alle gepackt zu haben, denn man las ihnen die Spannung im Gesicht:

„Ist er's wirklich? Irrt Ihr Euch nicht, Miebig?“ fragte eben der alte fürstliche Forstmeister. „Der Mann muß ja in meinem Alter sein! Wir sind zusammen beim seligen Pfarrer Hornbusch konfirmiert worden.“

„Na, ich kenn' mich aus!“ nickte Miebig mit wichtiger Miene. „Also erstens habe ich ihn gleich erkannt, denn ich habe auch mit ihm die Schulbank gedrückt, und zum zweiten hättet ihr hören sollen, wie der in der Umgegend Bescheid wußte! Nach dem Kapellchen auf dem alten Friedhof fragte er und nach der großen Eiche, die draußen am Schützengraben stand und nach dem Schloßbrunnen und wo der Teich hinter dem Armenhaus hingekommen sei und so fort. Das sind lauter Dinge, die sich so in den letzten dreißig Jahren ganz sachte umgefrempt haben. Also das steht mir ganz fest, daß es richtig derselbe Tobias Töpfer ist, der vor etwa vierzig Jahren als junger Bursch hier fortgegangen ist und die Zeit über nichts von sich hat hören lassen!“

„Und reich, sagt Ihr, soll er auch geworden sein?“ fragte der Apotheker schnell.

„Was man so reich nennt! Vielleicht ein Fünzigpfennigrentier!“ spottete der allzu lustige Barbier Müffel.

„Na, ich kenn' mich aus!“ schüttelte Miebig den Kopf. „Wo einer so still reich ist, da spürt man's durch! Also erstlich sind er und das hochfeine Fräulein Tochter so in der Montur gewesen, wie unsere Edelleute vom Lande, wenn sie hier zu Visite bei Durchlauchts fahren. Und dann zweitens hat er gefragt, wo hier die nächste Geldbank wäre. Wie ich ihm dann alles gesagt und auch gefragt habe, ob er's nicht wäre, hat er gelächelt und gesagt: Miebig, ich habe Sie gleich erkannt und es freut mich, daß hier noch Leute leben, die mich von früher kennen, denn ich möchte mir hier ein Haus kaufen und meine letzten Tage im Frieden zubringen!“

„Und großartig hat er sich nicht aufgespielt?“ rief ein junger Mann vom anderen Ende des Tisches herüber.

„Doch,“ nahm der Barbier für Miebig das Wort. „Er ließ sich heute morgen bei mir rasieren, schalt auf das jämmerliche Nest, wo nicht einmal Droschken zum Spazierenfahren wären, und warf mir schließlich ein Fünzigpfennigstück hin, ohne sich etwas herausgeben zu lassen.“

„Ja, ja, groß tat er sich; was wahr ist, muß wahr bleiben!“ bestätigte Miebig. „Er meinte, seine Vaterstadt sei nicht mit der Zeit fortgeschritten, und ihm könne hier nichts imponieren, da er in Berlin und London längere Zeit gelebt habe.“

„Nun, wollen sehen, ob man ihm das nicht doch austreiben kann,“ meinte der junge Mann lustig lachend. „Mir würde es Spaß machen, ihm ganz gehörig zu imponieren!“

„Ja, wie ist denn das?“ mischte sich jetzt der alte Doktor Wellenkamp ins Gespräch. „Ist er nicht der einzige direkte Nachkomme des seiner Zeit in Karlsruh verstorbenen Johann Heinrich Töpfer, der unserer Stadt sein Vermögen nur bis zur Auffindung der männlichen Erben zur Nutznießung überlassen hat?“

„Das wäre ein Spaß! Ob ihm das nicht imponieren würde!“ lachte jemand laut auf.

„Immerhin auch für einen wohlhabenden Mann ein schönes Stückchen Geld“, meinte der Forstmeister. „Dazu gehört dort drüben das große alte Töpfersche Anwesen mit Garten und drei Häusern, — mindestens dreißigtausend Taler wert; dann das Vermögen von sechzigtausend Talern, das in Stuttgart auf der Bank liegt und dann noch der Wald draußen am Eschenbühl, den ich jetzt auch auf etwa zwanzigtausend Taler schätze.“

„Leute, ob's stimmt, weiß ich nicht. Vielleicht waren früher zwei Familien Töpfer in der Stadt und dieser ist gar nicht der Erbe. Also vorsichtig im Reden über dergleichen!“ mahnte Doktor Wellenkamp ängstlich.

„Nichts da,“ rief der junge Möllenbruch wieder, „wir machen es ihm ganz klar, daß er der Erbe sei. Mit irgend etwas muß man ihm doch imponieren.“

Nach einigem Hin- und Herreden standen mehrere der alten Herren auf und gingen heim, so daß, als der Mann, um den sich die ganze Teilnahme der Unterhaltung gedreht hatte, gegen zehn Uhr abends eintrat, nur noch die jüngern Gäste anwesend waren.

Herr Töpfer war ein kleiner, breitschultriger Mann mit wohlgepflegtem Backenbart und einem würdigen, überlegenen Gesichtsausdruck.

Alles verstummte bei seinem Erscheinen und musterte ihn von oben bis unten. Es war richtig, er sah fein gekleidet und vornehm genug aus. Nur sprach er etwas fehlerhaft deutsch, als er sich mit Gönnermiene an Miebig wandte und einen Schoppen vom besten Wein bestellte. Offenbar suchte der Herr Gesellschaft, denn er setzte sich zu den Gästen und knüpfte eine Unterhaltung an.

Eine Weile ließ man ihn erzählen und hatte heimlich an seinem gelinden Großtun seinen Spaß. Dabei war es ja auch ganz interessant, was der vielgereiste Mann von seinem Leben in Amerika, London und zuletzt in Berlin erzählte. Unvermerkt kam denn auch heraus, wie er sich erst durch Holzhandel in Amerika den Grundstock zu seinem Vermögen erworben hätte, worauf dann Spekulationen in Baugrundstücken aus der nächsten Umgebung von Berlin ihm so geglückt wären, daß er seine letzten Jahre im Frieden leben könne.

Endlich wurden die jungen Mädchen dreister und brachten im Handumdrehen die Sprache auf das große Töpfersche Erbe, das er jetzt wohl zu heben gesonnen sei.

Wie das Schlachtroß auf das Trompetensignal horcht, so spitzte Herr Töpfer jetzt die Ohren. Der Geschäftsmann in ihm war erwacht und die Leute hatten heimlich ihren Spaß, wie sein Gesicht und sein Blick und seine Stimme sich blitzschnell verändert hatten!

„Ich hätte die Familienähnlichkeit sofort erkannt, auch wenn ich Ihren Namen gar nicht gewußt hätte,“ sagte der junge Möllenbruch lebhaft. „Stirn und Augen sind sprechend ähnlich dem alten Delbilde des Erblassers, das in unserem Rathhause hängt.“

„Man hat damals, vor etwa dreißig Jahren, eifrig nach den Erben gesucht, aber niemand konnte seine Verwandtschaft nachweisen und so blieb die Stadt im Genuß der Einkünfte bis auf den heutigen Tag,“ setzte ein anderer hinzu.

„Wie hieß denn Ihr Großvater, Herr Töpfer?“ fragte Miebig dazwischen.

„Johann Heinrich Töpfer.“

Jetzt wurden auch die Spaßvögel verduzt: war am Ende doch Ernst hinter ihrem Scherz? Dann würde das Städtchen plötzlich einen ungeheuren Verlust erleiden!

„Können Sie sich entsinnen, ob derselbe hier gestorben ist oder nach auswärts verzogen ist?“ fragte jemand ernsthaft. Es war eben über alle ein ganz anderes Gefühl gekommen.

„Mein Vater ist aus einer größeren Stadt

Süddeutschlands hergezogen, das hat er mir oft erzählt. Als er starb, war ich fünfzehn Jahre alt. Ob aber mein Großvater damals noch lebte, kann ich nicht sagen. Es war wenig von ihm die Rede. Wenn ich nicht irre, war er seines Zeichens ein Bäcker gewesen," sagte Herr Töpfer etwas erregt und sah von einem zum andern.

Allgemeines Erstaunen.

"Richtig! Die Erbschaft wird auch im Volksmund immer Töpfer-Bäckersche Stiftung genannt!" bestätigte ein Anwesender.

Herr Töpfer ließ sich nun die mutmaßliche Höhe des Erbes angeben und rechnete sich heimlich heraus, daß, wenn die Sache ihre Richtigkeit hätte, er reichlich ebensoviel zu erheben hätte, als er schon sein eigen nannte.

So endete schließlich die Unterhaltung ernster, als man gedacht und Herr Töpfer ging mit schwerem Herzen hinauf in sein Schlafzimmer. Wie ruhig und selbstzufrieden war er vor wenigen Stunden noch gewesen! Wenn ihm jemand da gesagt hätte, daß er so schnell in Unruhe und Verlangen nach Gelderwerb kommen würde, er hätte ihn ausgelacht! Jetzt aber konnte er die Bilder nicht loswerden, die ihm seine erregte Einbildungskraft vorgaukelte. So viel Jahre seines Lebens hatte er gedarbt und gespart, gearbeitet und sich aufgerieben, nur um wohlhabend zu werden und hier hatte das große Erbe für ihn gelegen! Was würde sein Herzblättchen, die liebe Hilda, sagen, wenn sie morgen alles erführe!

II.

Die Nacht hatte er wenig schlafen können und so war er froh, als es endlich zwischen den mächtigen Wallnußbäumen des Miebig'schen Gartens anfang zu tagen und er aufstehen konnte. Noch war es zu früh, die Tochter zu wecken, und an Kaffee war im „Goldenen Löwen“ auch nicht zu denken. So kleidete er sich an, ging hinunter, riegelte selbst von innen die schwere Eingangstür auf und sog draußen auf der stillen Straße die frische Morgenluft ein. Wenn seine selige Frau das noch miterlebt hätte, mußte er denken, die sich in kleinen Verhältnissen so viel hatte plagen müssen, als es noch langsam bergauf ging!

Plötzlich fiel ihm ein, daß die Leute gestern abend davon gesprochen hatten, daß das Grundstück gegenüber mit den drei Mietshäusern und dem großem Obstgarten auch zu diesem Erbe gehöre. Da zog es ihn wie ein Magnet auf

die andere Seite der Straße und er schritt die lange Umfassungsmauer des Grundstückes entlang, heimlich die Schritte zählend.

„Fünfundneunzig Schritte!“

Wenn das in Berlin gewesen wäre! Immerhin mochte auch hier mitten in der Stadt der Platz einen schönen Wert haben. Zudem war das Grundstück sehr tief. Es ging ganz durch auf die andere Straße. Zwanzig Wohnhäuser ließen sich außer dem Hinterterrain bequem an die Straßenfronten stellen!

An der Ecke der Mauer las er an einem verblichenen Blechschild den Namen:

„Johann Heinrich Töpfer“

und es durchrieselte ihn ordentlich.

Wie erstaunt aber war er eine Stunde später, als er seiner Tochter die freudige Nachricht beim Kaffee mitteilte, daß sie dieselbe so ganz anders auffaßte. Das hübsche Mädchen warf den Kopf fast unwillig zurück und rief:

„Aber um Gotteswillen, Papa, hast du mir nicht in Berlin gesagt, du hättest jetzt soviel erspart, daß wir beide von den Zinsen deines Vermögens reichlich zu leben hätten? Ist das nicht genug? Ich war so froh, daß diese Unruhe und Hezerei endlich für dich aufhört, daß wir jetzt endlich reisen konnten und du Zeit für mich hattest. Wie du jetzt in deiner Vaterstadt ein Häuschen mit kleinem Garten kaufen wolltest, war ich ja sofort bereit, auf meinen Verkehr und meine Mädchenfreundschaften in Schöneberg zu verzichten, nur um für dich zu leben. Und jetzt willst du immer noch mehr Geld haben! Wie schrecklich wäre das, wenn du diesem armen Städtchen das ganze Erbe abnehmen würdest, das die Leute gewiß nötiger haben als du! Ich könnte hier nicht über die Straße gehen und keinem Menschen in die Augen sehen, wenn das geschähe! Dann müßten wir ja sofort wieder fortziehen, denn du machtest dir doch die ganze Stadt zum Feinde.“

Herr Töpfer war dunkelrot geworden und beugte sich verlegen über seine Kaffeetasse. Sein Gewissen sagte ihm, daß das Mädchen nicht so ganz unrecht hätte. Auf der andern Seite schien es ihm doch undenkbar, solch ein riesiges Glück fahren zu lassen. Was verstanden schließlich Mädchen vom Geschäft?

So murmelte er denn nur:

„Na, bring' dich nicht gleich um, Hilda! Ich will erst nachhören, ob die Sache wirklich so liegt, daß ich klipp und klar ohne Prozeß das viele Geld herauskriegen tue. Nachher kann ich immer noch machen, was mir paßt.“

„Mein, Papa!“ fuhr Hilda etwas ruhiger fort. „Die Sache ist eine Versuchung vom Bösen! Gott der Herr hat dich schon reich gemacht, und als du nichts von der unglückseligen Erbschaftsgeschichte gehört hattest, warst du zufrieden mit deinem Besitz gewesen. Jetzt aber ist dieses neue Feuer in deine Seele gefallen und deine Ruhe ist fort. Ich sehe es deinen Augen an, daß dich diese Aussicht auf das große Erbe gefangen nimmt. Das nimmt kein gutes Ende. Ich bitte dich, gedenke daran, was die selige Mama schon vor mehreren Jahren sagte: „Du bist nicht um des Geldes willen geschaffen, sondern das Geld um deinetwillen.“ Du hast lange genug dich selbst für das Anwachsen deines Geldes geopfert und da gab's keine Zeit, zur Kirche zu gehen oder mal ein gutes Buch zu lesen. Jetzt hat Gott dir noch Zeit gegeben, für deine Seele zu sorgen, Gutes zu tun und ihm durch die Tat zu danken, daß er dir so viel Gutes erwies. Mir ist himmelangst zu Mut, daß du dich jetzt verleiten läßt, Unrecht zu tun! Selbst wenn dir das große Erbe ganz ohne Prozeß zufiele, dürftest du es nicht annehmen, weil du hundert Andere dadurch schädigst. Bitte, bitte, lieber Papa, laß die Hände von diesem Erbe!“

Unwillig schob Töpfer die leere Tasse weiter auf den Tisch. Sonst trank er immer noch zur Morgenpfeife eine zweite, aber heute war ihm die Lust dazu vergangen. Nicht einmal an die Pfeife dachte er.

„Das Rücken will klüger sein als das Huhn!“ murrte er ärgerlich. „Was geht das dich an, was ich tue? Ehre Vater und Mutter, hast du in der Schule gelernt, aber nicht: predige Vater und Mutter! Wenn das mein Erbe ist, dann muß ich mein Recht haben und damit hollah!“

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Welt der Gehörlosen

— In der Schweizer Presse konnte man kürzlich folgenden Artikel lesen:

„**Taubstumme können musikalisch ausgebildet werden.**“ In einem Taubstummeninstitut von Neapel ist es dem Kapellmeister Gennaro Rubino gelungen, einige Zöglinge musikalisch so weit zu fördern, daß sie in einem Konzert leichtere Musikstücke zu zwei, vier und sechs Händen mit bemerkenswerter Sicherheit vortragen konnten. Dieser Erfolg ist umso höher

zu werten, als er Schwierigkeiten besiegte, die man bisher als kaum überwindlich erachtete. Abgesehen davon, daß erfahrungsgemäß die geistige Aufnahmefähigkeit des Taubstummen eng begrenzt ist, ist er gegenüber dem Blinden, bei dem alles auf dem Ohr und dem Gedächtnis beruht, beim Musikunterricht auch dadurch schlechter gestellt, daß er fast ausschließlich auf das Auge angewiesen ist, das die Noten mit gespannter Aufmerksamkeit von Note zu Note und von Zeichen zu Zeichen verfolgen muß. Es zeigte sich beim Unterricht indessen, daß der Taubstumme, sobald er sich in der Taste versieht, unter Kontrolle der Augen sofort den Fehler verbessert. Obwohl der Taubstumme des Vergnügens beraubt ist, mit dem Ohr seinem Spiel zu folgen, sind die Zöglinge, wie Kapellmeister Rubino hervorhebt, mit Lust und Liebe bei der Sache und lassen erkennen, daß sie an der Musik eine innere Freude empfinden und mit den hörenden Spielern das Gefühl teilen, durch die Musik erlöst und befreit zu sein.“

An unsern Anstalten ist es nun, dies nachzuprüfen. Es ist auffallend, wie in den letzten Jahren Musik und Rhythmus in die Erziehung der Taubstummen einbezogen wird. Das hat entschieden etwas an sich!

Aus Taubstummenanstalten

— Letztes Jahr hat der Direktor einer Taubstummenanstalt in Deutschland mit seiner Frau eine Schweizerreise gemacht und schrieb dem Redaktor darüber u. a.:

„Es waren schöne Wochen. Den Höhepunkt bildete Hohenrain. Wunderbar schöne Lage, ernstester und erfolgreicher Unterricht, fröhliches Leben — das muß gewinnen . . . Alles in allem kann ich Ihnen nur sagen, daß mich der Besuch der Anstalten (er hat noch einige besichtigt. D. R.) vollauf befriedigt hat. Ich habe im Unterrichte viel Schönes gesehen. Die Anstalten entsprechen allen zeitgemäßen Ansprüchen, sind sehr praktisch und auch künstlerisch schön eingerichtet. Die Verbindung von kantonaler und Wohlfahrts-Verwaltung finde ich sehr schön, sie bringt den Anstalten mehr als bei rein staatlicher Verwaltung.“

Ueber dieses Lob dürfen sich die schweizerischen Taubstummenanstalten freuen.